

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Albrecht Schöne**  
**Der Briefschreiber Goethe**

2019. 539 S., mit Abbildungen  
ISBN 978-3-406-73976-5

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/27670798>



ALBRECHT SCHÖNE

Der  
Briefschreiber  
Goethe

C.H.BECK

Die ersten drei Auflagen dieses  
Buches erschienen im Jahr 2015 in gebundener Form.

1., durchgesehene Auflage in C.H.Beck Paperback. 2019

© Verlag C.H.Beck, München 2015

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, altersbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

978 3 406 73967 5



klimaneutral produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

## INHALT

*»Die übersandten Blätter sind mir von unendlichem Werth«*

### VORBEMERKUNGEN

Seite 9

---

### FALLSTUDIEN

#### I

*»ein kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe«*

An Ludwig Ysenburg von Buri, 23. Mai 1764

Seite 43

#### II

*»Mein Brief hat eine hübsche Anlage zu einem Werckgen«*

An Ernst Wolfgang Behrisch, 10. – 13. November 1767

Seite 73

#### III

*»aus der kompendiosen Reise apotheck des dienstfertigen Samariters«*

An Johann Friedrich Krafft, 11. Dezember 1778

Seite 123

#### IV

*»ein unangenehmes verhasstes und schaamvolles Geschäft«*

An den Herzog Carl August, 9. auf 10. Februar 1779

Seite 153

V

*»die gemeinsten Klatschereien«*

An Johann Friedrich Cotta, 24. Dezember 1806

Seite 223

VI

*»vor deines Kaysers Throne, Oder vor der Vielgeliebten«*

An Michael Franz Graf von Althann, 23. Januar 1811

Seite 253

VII

*»Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde«*

An Karl Friedrich Zelter, 10. Juli 1828

Seite 297

VIII

*»die Gemeinschaft der Heiligen, zu der wir uns bekennen«*

An Moritz Seebeck, 3. Januar 1832

Seite 329

IX

*»Geheimnisse des Lebens«*

An Wilhelm von Humboldt, 17. März 1832

Seite 365

---

EXKURSE

I

*»Tore und Straßen nach allen Enden der Welt«*

Weimarer Postverhältnisse

Seite 397

## II

*»auf das Papier sprechen«*

Diktierte Briefe

Seite 423

## III

*»Verzeih dass ich die Kleinigkeit zu etwas mache«*

Anredepronomina

Seite 437

---

Nachweise

Seite 511

Literatur- und Abkürzungsverzeichnis

Seite 513

---

Bedankungen

Seite 539

*»Die übersandten Blätter sind mir von unendlichem Werth«*

### Vorbemerkungen

»Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau mahlt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.«

Hegel<sup>1</sup>

»Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann«, statuierte Goethe 1805 in der Vorrede zu seiner Ausgabe von Briefen Winckelmanns aus den Jahren 1752–1767 (an dessen Schulfreund und Hausgenossen Berendis, den späteren Sekretär der Weimarer Herzogin Anna Amalia).<sup>2</sup>

Das hat Adorno 1962 apodiktisch annulliert, als er in seinem Nachwort zu einer Neuauflage von Walter Benjamins Ausgabe deutscher Briefe aus den Jahren 1783–1883 »über den Brief als Form« konstatierte: »Sie ist veraltet; wer ihrer noch mächtig ist,

1 Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe Bd 7. Stuttgart-Bad Cannstatt 1964, S. 36 f.

2 ›Winckelmann und sein Jahrhundert: FA I 19, hier S. 13.



verfügt über archaische Fähigkeiten; eigentlich lassen sich keine Briefe mehr schreiben. Benjamins Buch setzt ihnen das Denkmal. Die noch entstehen, haben etwas Falsches, weil sie durch den Gestus unmittelbarer Mitteilung Naivetät bereits erschleichen. Benjamins Buch lockt nicht zur Nachahmung der Texte, die es darbietet, sondern lehrt die Distanz von ihnen. Ihre Unwiederbringlichkeit wird zur Kritik des Weltlaufs, der, indem er das Beschränkende der Humanität tilgte, ohne diese zu verwirklichen, gegen Humanität sich kehrte.<sup>3</sup>

Daß seither zum Briefschreiben »archaische Fähigkeiten« erforderlich seien, wird man bezweifeln dürfen. Auch Adornos Begründung der These, daß sich Briefe »eigentlich« gar nicht mehr schreiben ließen, verdient wohl kritische Überlegungen. Ohne Zweifel aber markiert sein Diktum eine epochale kulturgeschichtliche Zäsur. Die im 17. Jahrhundert einsetzende gemeineuropäische Briefkultur, der Goethes Eingangssatz galt und für die er gelten mag, auf deren Höhepunkt auch sein eigenes Briefwerk entstand, ist mit dem 20. Jahrhundert an ihr Ende gelangt. Mit einer »einbrechenden Dämmerung«, wie Hegel sie bedachte, sind Briefe als eine »Gestalt des Lebens alt geworden«. Abgedrängt von der handlichen Technik neuer, stürmisch raumgreifender Kommunikationsmedien, zieht sich der private, gar der handgeschriebene Brief zusehends in elitäre Nischen zurück. Zweifellos eröffnet diese digitale Kulturrevolution ungeahnt neue zwischenmenschliche Verständigungsmöglichkeiten, deren »virtuelle« Texte nicht mehr angewiesen sind auf mühsam beschriebenes Papier. Zwangsläufig aber wird ein solcher Gewinn durch Verluste erkaufte, die in ihrer Reichweite und Folgeschwere gleichermaßen unabsehbar erscheinen. Nicht um kulturkritische Klagen anzuheben, sondern

3 »Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen ausgewählt und eingeleitet von Walter Benjamin«. Frankfurt a. M. 1962, hier S. 128. – Der zur Verbreitung in Hitlers Deutschland bestimmte schmale Band war zuerst im Vita Nova Verlag Luzern 1936 unter dem tarnenden Pseudonym »von Detlef Holz« erschienen (dazu Albrecht Schöne: Vom Betreten des Rasens. <sup>2</sup>München 2005, S. 223–238).

zur Verdeutlichung dieser »einbrechenden Dämmerung« gehe ich auf solche Verluste hier etwas näher ein.

Was sich schon mit den auf der alten Schreibmaschine getippten Briefen verflüchtigte, was ebenso bei den vom Computer ausgedruckten und vollends bei den nur vom Bildschirm der neuen Geräte abgelesenen E-Mail-Texten verlorengeht, ist die »Aura« des eigenhändig Geschriebenen. Solche Blätter, konnte Goethe noch erklären, »sind mir von unendlichem Werth; denn da mir die sinnliche Anschauung durchaus unentbehrlich ist, so werden mir vorzügliche Menschen durch ihre Handschrift auf eine magische Weise vergegenwärtigt.« Am 10. Mai 1812 schrieb er das (mit einem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß seine »Denkart im Alter eine historische Wendung« nehme) an Friedrich Heinrich Jacobi, dem er für solche »handschriftlichen Schätze« dankte.

Einer Mode folgend, die sich von Frankreich und England aus um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch in Deutschland verbreitete und um die Wende zum 19. Jahrhundert mächtigen Aufschwung nahm, war 1804 unter Goethes Oberraufsicht auch in der Weimarer Bibliothek eine Autographensammlung angelegt worden. 1805 dann hatte der Verwalter des Gleim-Nachlasses in Halberstadt ihm selber eine Reihe meist an Gleim gerichteter Briefe geschenkt, die den Grundstock für seine eigene »gegenwärtige und künftige Sammlung« bildeten.<sup>4</sup> Schon im Jahr darauf stellte er ein erstes »Verzeichniß eigenhändiger Briefe merkwürdiger Männer« zusammen.<sup>5</sup> 1811 ließ er ein Register seines Handschriftenbestandes drucken, das er dann, um gefällige Ergänzungen bittend, eigenen Briefen an Freunde und Bekannte beilegte – so daß er 1812 über seine bereits »gegen die tausend Nummern enthaltende Sammlung« schreiben konnte: »Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu«.<sup>6</sup> Sie kamen meist als Geschenke, aber auch durch Kauf oder Tausch

4 Dankesbrief an Körte, 13.9.1805.

5 An Eichstädt, 26.2.1806 (auch Tagebuchvermerke: 25.2.1806 und wieder 23.11.1809).

6 An v. Trebra, 7.4.1812.

mit anderen Sammlern in seinen Besitz. Briefe oder ausgeschnittene briefliche Schlußformeln und Unterschriften bildeten den weit überwiegenden Teil dieses Bestandes.<sup>7</sup> Einen »Zauberkreis, abgeschiedene oder entfernte Geister heranzuziehen« nannte er das,<sup>8</sup> betrachtete und besprach solche Handschriften mit Besuchern, machte sich graphologische und charakterologische, historische und philosophierende Gedanken darüber.

Auf die handfeste Materialität dieser Artefakte war gegründet, was Goethes Werther seiner Lotte erklärt: »Um eins bitte ich Sie: Keinen Sand mehr auf die Zettelchen die Sie mir schreiben. Heute führte ich es schnell nach der Lippe und die Zähne knisterten mir«<sup>9</sup> (man hat sich zu denken, daß sie ihre Tintenschrift mit der üblichen Streusandbüchse ablöschte). Umgekehrt, auf den eigenen Brief bezogen, schrieb Goethe selber 1775 an Augusta zu Stolberg: »wie wohl [ist mir's] bey dem Gedancken, Sie wird dies Blat in der Hand halten! Sie! Dies Blat! das ich berühre das ietzt hier auf dieser Stäte noch weis ist.«<sup>10</sup> Nur setzte die Wahrnehmung einer Aura der eigenhändig zu Papier gebrachten Briefe voraus, daß man das dort in Worten Mitgeteilte auch verstand. Selbst für heutige Studenten der Germanistik und für die amtierenden Deutschlehrer (beiderlei Geschlechts) ist es aber keineswegs mehr selbstverständlich, daß sie die »deutschen« Handschriften Goethes, Schillers, Hölderlins vom Blatt zu lesen vermögen. Weit gravierender noch wirkt dieser Kulturbruch im familiären Bereich sich aus: Briefe von Groß- und Urgroßeltern in der damals gängigen Schreibschrift können ihre Enkel oder Urenkel heute kaum noch entziffern. Dieses Band zwischen den Generationen ist ein für allemal abgerissen.<sup>11</sup>

7 Schreckenbach 1961 beschreibt die Entstehung der Goetheschen Autographensammlung und katalogisierte 1900 »Stücke« (davon 1354 briefliche). Inzwischen zählt man mehr als 2000 an fast 1500 Personen.

8 An Albers, II./15.I.1814.

9 »Die Leiden des jungen Werthers«: FA I 8, S. 83.

10 Brief vom 3.8.1775. Oder an Charlotte v. Stein, 28.5.1783: »Lebe wohl, ich kann nicht vom Blatte wegkommen worauf du deine Augen heften wirst.«

11 Zur Angleichung der Schreibweisen in einem nationalsozialistisch vereinten

Die Aussicht, daß sich dergleichen mit Hilfe gemeinsam verwendeter ›lateinischer‹ Buchstaben wenigstens in Zukunft von neuem ausbilden könnte, erscheint für den Regelfall nicht sonderlich groß. Im gegenwärtigen Grundschulunterricht wird manchenorts anstelle der zusammenhängenden Schreibweise nur noch eine aus isolierten Einzelbuchstaben bestehende Blockschrift eingeübt, die den jungen Smartphone-Benutzern zwar genügen mag, ihr eigenhändiges Schreibvermögen aber verkümmern läßt und in der Folge wohl auch ihre Lesefähigkeit einschränken würde.

Ganz abgesehen noch vom Umgang mit handgeschriebenen Texten, hat der elektronische ›Briefwechsel‹ zweifellos erhebliche Folgen für die überliefernde Verfügbarkeit digitaler Schreiben. »Gott segne Kupfer, Druck und jedes andere vervielfältigende Mittel, so dass das Gute, was einmal da war, nicht wieder zu Grunde gehen kann«, schrieb Goethe angesichts verbrannter Notenschriften an seinen Freund Knebel.<sup>12</sup> Ausdrucken lassen sich auch die zunächst nur virtuellen Texte, aber in der Regel geschieht das gewiß nicht mehr. So mühelos und rasch, wie sie zustande kamen, werden sie auch wieder gelöscht, selten doch erneut gelesen und länger bedacht. Jedenfalls ist ihre dauerhafte Speicherung auf unseren ›Festplatten‹ keineswegs verbürgt. Vielmehr setzt die mit zunehmender, produktivitätssteigernder Bequemlichkeit des Schreibens immer schon verbundene abnehmende Beständigkeit der Schriftträger von Steinplatten, zu Holzscheiben, zu Tontafeln, zur gegerbten Tierhaut des Pergaments und schließlich zum Papier auf diese Weise sich fort. Ein so unermeßlich reiches Quellen-

Europa wurde in Großdeutschlands Schulunterricht 1941/42 die fortan beibehaltene ›lateinische‹ Schreibschrift eingeführt – anstelle der bis dahin gebräuchlichen ›deutschen‹ Kurrentschrift. Den dieser abgeschafften Sütterlin-Variante entsprechenden Fraktur-Druck hat ein parteiamtlich-interne Rundschreiben Martin Bormanns damals als »Schwabacher Judenlettern« ausgegeben. (Dazu, mit Literaturhinweisen, etwa Ulrich Joost in: Im Dickicht der Texte. Editionswissenschaft als interdisziplinäre Grundlagenforschung. Hg. v. Gesa Dane u. a. Berlin 2013, S. 123 f.).

<sup>12</sup> Brief vom 1.5.1816.

reservoir, wie es der alltags- und mentalitätsgeschichtlichen Forschung mit den ungedruckt überkommenen privaten Briefwechseln der letzten drei oder vier Jahrhunderte verfügbar ist, wird für künftige Zeiten kaum mehr existieren. Auf den Einzelnen bezogen, scheint Canettis Notiz aus dem Jahr 1951 prognostischen Ernst anzunehmen: »Ein Mensch, der nie einen Brief bekommen hat.«<sup>13</sup>

Goethe hat wohl annähernd 24 000 Briefe bekommen.<sup>14</sup> Etwa 20 000 mag er selber geschrieben haben<sup>15</sup> – an mehr als 1700 verschiedene Adressaten.<sup>16</sup> Das war für seine Zeit nicht ungewöhnlich. In nur halb so viel Schreibjahren hat etwa auch Lichtenberg, bei weit geringerer Überlieferungszahl, vermutlich 10 000 Briefe verfaßt. An tatsächlich überlieferten Schreiben enthalten die Schiller-Nationalausgabe aus 34 Jahren gut 2200, Jean Pauls Sämtliche Werke aus 45 Jahren mehr als 5000. Von Alexander v. Humboldt könnten, wie bei Goethe in etwa 70 Jahren, hochgerechnet gar 50 000 Briefe ausgegangen sein.<sup>17</sup> Wohl handelt es sich dabei

13 Elias Canetti: »Aufzeichnungen 1942–1985«. München/Wien 1993, S. 178 (ohne Kontext).

14 Davon sind etwa 20 000 überliefert; mit schätzungsweise 3000 nur erschlossenen Schreiben könnte man wohl beim Abschluß der neuen Regestausage rechnen, davon gesichert bisher etwa 1800 (letzte Auskünfte von Elke Richter, GSA). Darüber hinaus hat Goethe viele eingegangene Briefe selber noch vernichtet. – Ungefähr 8000 dieser Schreiben sind an verschiedenen Stellen abgedruckt. Der gesamte Bestand wird verzeichnet in: Briefe an Goethe (Regesten) – bisher für die Jahre 1764–1819.

15 Davon sind etwa 14 700 überliefert; mit schätzungsweise 5000 nur erschlossenen Schreiben könnte man wohl beim Abschluß der neuen Briefausgabe rechnen, davon gesichert bisher 825 (Auskünfte von Elke Richter). Darüber hinaus hat Goethe einige seiner Briefe noch selber vernichtet. – Zum Überwiegen der an ihn gerichteten Schreiben vgl. hier Exkurs I, S. 418.

16 Raabe in WA IV 53 verzeichnet 1439 Briefempfänger (S. 451–708 alphabetisch geordnet mit den Daten der an sie gerichteten Schreiben; S. 736 ff. höchst instruktiv auch »nach Beruf und Stand« zusammengestellt). Durch seither erschlossene Briefe kommen wenigstens 300 weitere hinzu (Auskunft von Elke Richter).

17 Dahinter stehen auch Literaten des 20. Jahrhunderts keineswegs zurück.

um Vertreter der schreibenden Zunft, aber ihre Briefe bilden die Spitze eines gewaltigen Eisbergs. Bereits für die Mitte des 19. Jahrhunderts stellte Heinrich v. Stephan, der spätere deutsche Generalpostmeister, fest: »In Großbritannien kommen im [Jahres-]Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung 14 Briefe, in Frankreich, in Preußen und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 7, in Oesterreich  $1\frac{1}{3}$ , in Rußland 0,3.«<sup>18</sup>

Gutenbergs seit der Mitte des 15. Jahrhunderts wirksame Erfindung eines raschen und billigen Buchdrucks mit Hilfe bleigegossener beweglicher Einzelbuchstaben hatte im frühen 16. Jahrhundert die Verbreitung der volkssprachlichen Lutherbibel und einer Fülle reformatorischer Flugschriften ermöglicht und die allgemeine Lesefähigkeit dadurch auf revolutionäre Weise befördert. Noch waren im 17. und frühen 18. Jahrhundert außer dem längst schon schriftkundigen geistlichen Stand, den Gelehrten und den Hofbeamten vor allem Angehörige des Adels und des gehobenen städtischen Bürgertums schreib- und lesefähig, Mittel- und Unterschichten nur sehr eingeschränkt. Dann aber führte, wiederum besonders in den protestantischen Regionen, eine neuerliche Frömmigkeitsbewegung auch im Handwerkerstand und in der bäuerlichen Bevölkerung nicht nur zu eigenem geistlichem Buchbesitz, sondern auch zu einer als heilsnotwendig verstandenen Mitteilung eigener geistlicher Erfahrungen.<sup>19</sup> Die Erweckungsschreiben und Seelsorgebriefe der Gründungsväter des Pietismus fanden weite Verbreitung, und über die Standesgrenzen hinweg teilten auch die Gleichgesinnten selber in zahllosen offenherzig vertrauten Briefen Offenbarungserlebnisse und göttliche Führungen mit, suchten sich weit über ihren jeweiligen Kirchsprengel hinaus damit wechselseitig zu ermahnen, zu bestätigen: zu

Rilke oder Hofmannsthal etwa haben wohl mehr als 10 000 Briefe geschrieben, länger lebend als sie: Thomas Mann wenigstens 25 000, Hesse gar 35 000.

18 Stephan 1859, S. 613.

19 Dazu Schrader 2004, insbesondere S. 93 f. und 99–102.

»erbauen.«<sup>20</sup> Nach der Durchsetzung einer allgemeinen Schulpflicht erstreckte sich die Alphabetisierung Europas gegen Ende des 18. Jahrhunderts grob geschätzt bereits auf zwei Drittel der Männer und zunehmend auch auf Frauen.<sup>21</sup> 1821 vergewisserte Goethe seinen Verleger »der großen Leselust, die durch alle Stände geht und in den untersten nicht weniger lebhaft als in den obersten haus't.«<sup>22</sup>

Die vergleichsweise gebildeten Frauen des Landadels und wohlhabenden Bürgertums, die sich um Portokosten nicht kümmern mußten und über Mußestunden verfügten, beschäftigten sich mit privatem Briefschreiben eher ausgiebiger noch als ihre Männer.<sup>23</sup> Goethe hatte schon bei seinem Leipziger Lehrmeister Gellert gelernt, »daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben, als die Mannspersonen. Die Empfindungen der Frauenzimmer sind zarter und lebhafter, als die unsrigen.«<sup>24</sup> 1780 bat er die Gräfin zu Stolberg, »Grüßen Sie die Brüder, schreiben mir wieder einmal von sich, und knüpfen Sie wenn Sie mögen den alten Faden wieder an, es ist ia dies [auch] sonst ein weiblich Geschäft.«<sup>25</sup> Weniger liebenswürdig hat er zwei Jahre zuvor in seinem »Lila«-Spiel den Baron Steinthal gar sagen lassen: »Da gibts solche politische alte

20 Dazu Steinhausen 1889/91 (in der einzigen, noch immer förderlichen »Geschichte des deutschen Briefes«), S. 154–159. Näher eingehend auf die seelsorgerischen Schreiben geistlicher Autoritäten wie Spener, Francke oder Zinzendorf und die »Tradition erbaulicher Briefausgaben« Mennecke-Haustein in: Der Umgang mit dem religiösen Buch... . Hg. v. H. E. Bödeker u. a. Göttingen 1991, S. 361–387.

21 Zum Vergleich: Für 2011 rechnete die Repräsentativ-Studie »leo.-Level-One« der Universität Hamburg 14,5 % unserer erwerbsfähigen deutschsprechenden Bevölkerung zwischen 18 und 64 Jahren noch zu den »funktionalen« Analphabeten, die auch kurze zusammenhängende Texte, also jedenfalls Briefe, weder lesen noch schreiben könnten.

22 An Cotta am 24.6.1821, ein fremdes Manuskript zum Druck vorschlagend (»nicht weniger lebhaft« heißt hinsichtlich der untersten Stände freilich nicht: gleichermaßen verbreitet).

23 Dazu Becker-Cantarino 1999, S. 130 ff. und Furger 2010, S. 157 ff.

24 Gellert 1751, S. 75 f. – Vgl. im Folgenden, S. 88–92.

25 Brief vom 3.6.1780.

Weiber, die weitläufige Korrespondenzen haben, und die immer etwas neues brauchen, woher es auch komme, daß das Porto doch nicht ganz vergeblich ausgegeben wird.«<sup>26</sup>

Abgesehen aber von bloßer Freude an plauderndem Briefgeschwätz, das eher ein »weiblich Geschäft« sein mochte, und neben einem allgemeinen Neuigkeitsverlangen, das vom Zeitungswesen zunächst nur unzureichend gestillt wurde, war das Briefschreiben durch die Ausstrahlungen der pietistischen Frömmigkeitsbewegung in den säkularen Empfindsamkeitskult derart angeregt worden, daß Goethe aus dem Jahr 1772 berichten konnte: Im »vertrauten Briefwechsel« herrsche »eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit keinem Einzelnen sprechen, oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der andern« – so »griff dieser sittliche und literarische Verkehr bald weiter um sich.«<sup>27</sup> In der Tat erschien es durchaus zulässig und war es weithin üblich geworden, jedenfalls »ostensible« Briefe (wie sie Goethe häufig mit dieser Bezeichnung freigegeben hat) auch anderen Interessenten als dem eigentlichen Adressaten vorzulesen oder sie in Abschriften zu verbreiten. Was sich, durch solche Gewohnheiten noch befördert, im 18. Jahrhundert mit dem raumgreifenden Briefverkehr ausbildete, läßt sich zutreffender nicht charakterisieren als mit der modischen Metapher eines »Netzwerks«. In seiner Dichte und Reichweite hat das mit der Zeit eine außerordentliche politische Bedeutung gewonnen.

Um zeitgeschichtliche Ereignisse und politische Fragen geht es häufig in Goethes Briefen. Mehr noch gilt das für seine Gespräche unter vier Augen, für seine späteren autobiographischen

26 FA I 5, S. 41.

27 »Dichtung und Wahrheit« III 13; FA I 14, S. 607. Näheres dazu hier im Exkurs I, S. 406 f. – Ablesbar wird diese Entwicklung dann an der von Schlawe 1969 vorgelegten Bibliographie deutscher Briefausgaben von 1815–1915. Er erfaßte 1360 selbstständige Publikationen und konstatierte (Bd I, S. XI): »Das 19. Jahrhundert ist die Blütezeit der Briefliteratur.«



Schriften dann, auf eher verschlüsselte Weise lebenslang ebenso für seine Dichtwerke. Zur Belebung auch des allgemeinen Briefverkehrs seiner Zeit durch die ›große‹ Geschichte hat er einen bemerkenswerten Bericht hinterlassen, der sich auf das Jahr 1792 bezieht. Als er damals genötigt war, Weimars Herzog beim Einmarsch der preußischen Truppen ins revolutionäre Frankreich zu begleiten, mußte seine Reisekutsche im letzten Ort vor der Grenze auf neue Postpferde warten. »Ich saß vor dem Fenster des Posthauses«, erzählte er 30 Jahre später, »unfern von der Stelle wo das Kästchen stand, in dessen Einschnitt man die [zu Lasten des Empfängers] unfrankierten Briefe zu werfen pflegt. Einen ähnlichen Zudrang hab' ich nie gesehn; zu hunderten wurden sie in die Ritze gesenkt« – von den zuvor aus Frankreich geflüchteten oder vertriebenen Anhängern und Nutznießern des absolutistischen Regimes nämlich, die auf Heimkehr hoffend dort Station machten. »Vor langer Weile, und aus Lust Geheimnisse zu entwickeln oder zu supplieren, dacht' ich mir was in dieser Briefmenge wohl enthalten sein möchte? Da glaubt' ich denn eine Liebende zu spüren, die mit Leidenschaft und Schmerz die Qual des Entbehrens in solcher Trennung heftigst ausdrückte; einen Freund der von dem Freunde in der äußersten Not einiges Geld verlangte; ausgetriebene Frauen, mit Kindern und Dienstanhang, deren Kasse bis auf wenige Geldstücke zusammengeschmolzen war; feurige Anhänger der [emigrierten französischen] Prinzen, die das Beste hoffend sich einander Lust und Mut zusprachen; andere die schon das Unheil in der Ferne witterten und sich über den bevorstehenden Verlust ihrer Güter jammervoll beschwerten – und ich denke nicht ungeschickt geraten zu haben.«<sup>28</sup>

Mit seinen handfesten inhaltlichen Auswirkungen aufs Briefschreiben war das ein ungewöhnlicher Fall. Bei einem der späte-

28 ›Campagne in Frankreich‹: FA I 16, S. 391 f. – Goethe hat da nicht nur »geraten«, hatte vielmehr aus der Weimarer Bibliothek entliehen die Sammlung ›Original-Briefwechsel der Emigrierten, oder die Emigrierten nach ihrer eigenen Darstellung geschildert. Aus dem Französischen übersetzt‹. Frankfurt und Leipzig 1793.

ren weltpolitischen Ereignisse hat Goethe eher dessen atmosphärische Bedeutung bedacht und seine Auswirkungen auf die allgemeine Gestimmtheit der Briefschreiber vermerkt. Als am 22. April 1815 Napoleon von Elba her noch einmal nach Paris zurückgekehrt war,<sup>29</sup> während der restaurierende Wiener Kongreß schon die Neuordnung des europäischen Staatensystems festlegte, schrieb er an Knebel, durchaus nicht nur in eigener Sache: »Freylich ist die Einwirkung jeder großen politischen Atmosphären-Veränderung an jedem, selbst dem stillsten häuslichen Barometer zu spüren, und eine völlig veränderte Weltansicht waltet in jedem Gemüthe. Man weiß wahrlich nicht, woran man besser thut, ob sich über die Zustände aufzuklären, oder sich darüber zu ver-düsteren.«

Aufs große Ganze gesehen hatte der private briefliche Informations- und Meinungsaustausch über akute politische Vorgänge, zu Goethes eigener Zeit ohnehin durch staatliche Überwachung behindert,<sup>30</sup> gewiß keinen nennenswerten Einfluß auf die Zunahme des Briefverkehrs. Dessen eigentliche »politische« Bedeutung folgte auch gar nicht den Vorsätzen des je einzelnen Briefschreibers, sondern ergab sich aus der absichtslosen Bewegung des Kollektivs. Mit dem im 18. und 19. Jahrhundert zunehmend dichter kommunikativen Netzwerk des privat-persönlichen »bürgerlichen« Briefwesens hat sich die schreib- und lesefähig werdende Bevölkerung über weite räumliche Distanzen hin zusammengeschlossen. Nicht zuletzt auf diese Weise ist das Bürgertum geschichtsmächtig geworden.

»Der Aufbruch der bürgerlichen Welt vollzog sich im Schutz der absolutistischen Ordnung von innen her«, erklärte Koselleck 1959. Soweit ein Mensch »als Untertan seiner politischen Gehorsamspflicht genügt, ist der Souverän an seinem Privatleben desinteressiert« gewesen, aber es bildete eben dieser »aus dem Staat ausgegrenzte moralische Innenraum, der dem Menschen als

29 In Goethes Tagebuch dazu nur knappe Notizen am 14., 28. und 29.3.1815.

30 Näheres hier im Exkurs I, S. 409–411.

»Menschen« vorbehalten blieb, einen Unruheherd, der dem absolutistischen System in ursprünglicher Weise eigentümlich war.« So habe das »politische Geheimnis der Aufklärung« gerade darin bestanden, »daß alle ihre Begriffe, der indirekten Gewaltnahme analog, nur unsichtbar politisch waren. In der politischen Anonymität der Vernunft, der Moral, der Natur usw. lag ihre politische Eigenart und Wirksamkeit. Unpolitisch zu sein ist ihr Politicum.« Aber: Dieser »Privatraum weitet[e] sich eigenmächtig zur Öffentlichkeit aus«. <sup>31</sup>

Kosellecks Untersuchungen konzentrierten sich auf England und vor allem auf Frankreich, und dem anwachsenden Briefverkehr der Untertanen schenkte er dabei keine Beachtung. Gleichmaßen dialektisch operierend, hat 1962 Habermas für seinen »Strukturwandel der Öffentlichkeit« diese Überlegungen aufgenommen und sie ausdrücklich auch auf die Briefwechsel (und Briefromane) des 18. Jahrhunderts bezogen: »Briefe schreibend entfaltet sich das Individuum in seiner Subjektivität.« Wie auf andere Weise, mit Hilfe anderer sozialer Einrichtungen, habe sich also auch in den privaten Korrespondenzen »die Subjektivität kleinfamilial-intimer Herkunft mit sich über sich selbst verständigt.« Diese am Ende öffentlich-politisch wirksame, nurmehr »indirekte Gewaltnahme der zum Publikum versammelten Privatleute«, so wiederholte Habermas, verstand »sich aber nicht selbst als politisch«. <sup>32</sup>

Kosellecks Zusammenfassung lautete: »Der Aufbruch der bürgerlichen Intelligenz erfolgt aus dem privaten Innenraum, auf den der Staat seine Untertanen beschränkt hatte. Jeder Schritt nach außen ist ein Schritt ans Licht, ein Akt der Aufklärung. Die Aufklärung nimmt ihren Siegeszug im gleichen Maße als sie den privaten Innenraum zur Öffentlichkeit ausweitet. Ohne sich ihres privaten Charakters zu begeben, wird die Öffentlichkeit zum Forum der Gesellschaft, die den gesamten Staat durchsetzt. Schließ-

<sup>31</sup> Koselleck 1992, S. 220 (Anm. 86), 30, 123, 44.

<sup>32</sup> Habermas 1969, S. 61, 63, 123.

lich wird die Gesellschaft anpochen an den Türen der politischen Machthaber, um auch hier Öffentlichkeit zu fordern und Einlaß zu erheischen.<sup>33</sup> Das zielte also auf die Herausbildung republikanisch-demokratischer Verfassungen. Als einer von unzähligen Briefschreibern und -lesern seiner Zeit war daran auch Goethe beteiligt – weder wissentlich, versteht sich, noch gar willentlich. Auf den hier gemeinten »privaten Innenraum« beschränkt, verfolgte er mit seinen Korrespondenzen ganz andere Absichten.

Für Anlässe und Absichten des Briefschreibens hat er eine Reihe allgemein gehaltener Komposita verwendet, die zugleich inhaltliche Bestimmungen geben und die dafür eingesetzten rhetorischen und stilistischen Mittel kenntlich machen: »Abschiedsbrief«, »Brandbrief«, »Dankbrief« oder »Danksagungsbrief«, »Einladungsbrief«, »Empfehlungsbrief«, »Erinnerungsbrief«, »Geburtstagsbrief«, »Glückwunschbrief«, »Gratulationsbrief«, »Klagebrief«, »Kondolenzbrief«, »Mahnbrief«, »Neujahrsbrief« oder »Trauerbrief«.<sup>34</sup> Neben solchen Gelegenheitsbezeichnungen ist bei ihm von einem »Freundesbrief« oder »Liebesbrief« die Rede. Begriffsbestimmend wird dabei das Verhältnis zum Adressaten, was wohl eine entsprechende Tonlage erwarten läßt, aber, sofern es nicht um bloße Freundschaftsbezeugungen und Liebeserklärungen geht, wenig über den eigentlichen Inhalt solcher Schreiben besagt. Grundsätzlich verfügt der Privatbrief doch über die Lizenz eines freien Themenwechsels, und er nutzt sie durchaus auch innerhalb ein und desselben Schreibens. »Erlaube mir diese wunderbar hin- und herspringende Manier«, schreibt Goethe in einem Brief an Zelter über eben diesen Brief, »es gibt sonst kein Gespräch und keine Unterhaltung; ich erlaube Dir desgl. ohne viel Besinnen. – Es gilt [hier] am Ende doch nur Vorwärts!«<sup>35</sup> Das ge-

33 a. a. O. S. 41.

34 Überwiegend finden sich diese Bezeichnungen (Datenbank WA) in Goethes Briefen selber verwendet, häufig im Tagebuch, gelegentlich auch in anderen Schriften oder Dichtungen.

35 Brief vom 6.11.1830.

rade unterscheidet den privaten Brief – der Möglichkeit nach – von allen anderen literarischen Gattungen. Einzig das »Tagebuch« macht eine Ausnahme. Dessen Aufzeichnungen ließen sich in Goethes Fall nicht selten auch als wörtliche Passagen eines Briefes denken. Umgekehrt schreibt er an Augusta zu Stolberg, er habe »heut einen guten Nachmittag, der selten ist – mit Grosen, das noch seltner ist – Ich konnte zwey Fürstinnen in Einem Zimmer lieb u. werth haben.« Und dann heißt es darüber: »Will dir so ein tagbuch schreiben, ist das beste. Thu mir's auch so. ich hasse die Briefe und die Erörterungen, und die Meynungen.«<sup>36</sup>

Über den Wert oder Unwert der Briefe, die sich nun mehr und mehr bei ihm ansammelten, hat Goethe sich wiederholt geäußert, vor allem im Zusammenhang der Autodafés, mit denen er diese Bestände nachhaltig dezimierte. Da ging es um die Erinnerungslast oder die Erinnerungshilfe bislang aufbewahrter Korrespondenz für ihn selber, zunehmend mit dem Alter aber auch um Informationen und Vorstellungen, welche die Nachwelt aus dem brieflichen Nachlaß über seine eigene Person erhalten – oder besser nicht gewinnen sollte.

Wie schon im Frühjahr 1770 vor seinem Aufbruch aus Frankfurt zum Jura-Studium in Straßburg<sup>37</sup> hat Goethe im Sommer 1779 vor dem Antritt seiner zweiten Schweizreise Manuskripte vernichtet. Wieder handelte es sich da auch um frühe Briefe an ihn, und diesmal wurde das Autodafé auch begründet: »Zu Hause aufgeräumt meine Papiere durchgesehen und alle alten Schaalen verbrannt. Andre Zeiten andre Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit Wissbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift um etwas befriedigendes zu finden [...], wie in zeitverderbender Empfindung und Schat-

36 Brief vom 14.(-19.)9.1775.

37 »Dichtung und Wahrheit« II 8 (FA I 14, S. 381): »wieder ein großes Haupt-Autodafé über meine Arbeiten«, bei dem ausdrücklich auch Briefe »dem Feuer übergeben« wurden. Eine vorangehende Verbrennung schon in Leipzig, auf dem Küchenherd seiner Wirtin (FA I 14, S. 282), galt wohl nur poetischen Versuchen.

ten Leidenschaft gar viel Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nuz kommen und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weeg zurückgelegt sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen.«<sup>38</sup> Wie in dieser Lebenskrise hat er solche Korrespondenzen noch in seinen letzten Jahren als bedrückende Erinnerungen bezeichnet, die der nach vorn blickende junge Mensch abschütteln mußte, um sich »aus dem Wasser« zu retten. Noch 1828 bedachte er eigene Schreiben an den Jugendfreund Horn auf ebendiese Weise: »Eigentlich waren es uralte, redlich aufgehobene Briefe, deren Anblick nicht erfreulich seyn konnte; hier lagen mir eigenhändige Blätter vor Augen, welche nur allzudeutlich ausdrückten, in welchen sittlich kümmerlichen Beschränktheiten man die schönsten Jugendjahre verlebt hatte. Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Trost; ich habe sie alle dem Feuer überliefert; zwey von Straßburg heb ich auf, in denen man endlich ein freyeres Umherblicken und Aufathmen des jungen Menschen gewahr wird.«<sup>39</sup> Nur war er da ein alter Mann, blickte zurück, hatte sich über lang Vergangenes längst hinweggetröstet und hätte sich durch die bloße Beseitigung überkommener Lebenszeugnisse ohnehin nicht von solchen Erinnerungen befreien können. Daß er da eher schon an künftige Leser dachte, wird zunehmend deutlich.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

38 Tagebuch, 7.8.1779.

39 An Marianne v. Willemer, 3.1.1828. – Goethes Freund Riese hatte diese Briefe 1806 aus Horns Nachlaß ersteigert und sie bei seinem eigenen Tod 1827 an Marianne schicken lassen, die sie an Goethe zurückgab. Die beiden aus Straßburg, die er aufbewahrte, werden in Eckermanns Gesprächsaufzeichnung vom 11.4.1829 noch erwähnt, sind aber nicht überliefert.